

Der Rabbi der deutschen Sprache

Elazar Benyoëtz erhält das Österreichische Ehrenkreuz I. Klasse
für Wissenschaft und Kunst –
Robert Menasse hält die Laudatio

René Dausner

In Zeiten wie diesen, in denen Israel im Rampenlicht der politischen Öffentlichkeit steht, erscheint selbst eine literarische Auszeichnung als Akt des Mutes. Vor allem dann, wenn es sich um eine der höchsten Ehrungen des Landes handelt. Die Republik Österreich hat diesen Schritt gewagt, indem sie dem 1937 in Wiener Neustadt geborenen Dichter Elazar Benyoëtz, dessen Eltern bereits 1939 mit seiner Schwester und ihm nach Palästina flohen, das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst der I. Klasse verliehen hat. Der Laudator Robert Menasse, der im Jahr 2002 zusammen mit Benyoëtz den Joseph-Breitbach-Preis erhielt, stellte von Anfang an heraus, dass es sich mit dieser Ehrung nicht um Wiedergutmachung handle, sondern um Ausdruck der Hoffnung, dass es „endlich gut“ sei.

Mit der Frage nach dem Guten ist eines von drei zentralen Themen angeschlagen, das den deutschsprachigen Dichter Elazar Benyoëtz in seinen Texten immer wieder bewegt und umtreibt. „Das Leben“, so lautet eine seiner Grundaussagen, „ist eine Geschichte. Man muss sie gut erzählen können, um gelebt zu haben“. Was zunächst nach einer Problemanzeige der Ästhetik klingt, entpuppt sich im Nachhall als appellative Ethik. Die Erzählung als poetische Gattung verliert sich nicht in der Konzeption eines „l'art pour l'art“, sondern erhebt einen moralischen Anspruch in der Gegenwart und für die Vergangenheit und Zukunft. Geschichte erschöpft sich nicht in Geschichten, sondern wahrt den Bezug zur Historie.

Diese Grundüberzeugung bildet einen, zumal entscheidenden Konvergenzpunkt der beiden literarischen Welten, die durch die Autoren Menasse und Benyoëtz geschaffen und vertreten werden. Während der Laudator das Epische sucht und Textflächen produziert, um seine Gedanken zu entfalten, verfährt der Geehrte genau umgekehrt, indem er aphoristisch verkürzt Formulierungen findet, deren Sinnspitze möglichst pointiert erscheint und im Augenblick des Verstehens in eine andere Bedeutung umschlägt. Bei diesem Verfahren, das in der deutschen Literatur einmalig ist, geht es weder um reine Dialektik noch um sterile Brillanz. Benyoëtz verdichtet Sprache vielmehr zu einzelnen Sätzen, die er selbst mit schillerndem Pathos „EinSätze“ nennt und die ihren je eigenen Freiraum benötigen, um wirken zu können. Der unverstellte Blick auf die deutsche Sprache legt die wörtlichen Bedeutungen frei, die im Alltag verloren gehen. Sprache wird somit zur Sprache gebracht – das zweite Thema.

Das dritte und zugleich grundlegendste Thema bildet für Benyoëtz der Glaube und die Gottesfrage. In immer neuen Variationen umkreist er diese Thematik, die er mit biblischen Geschichten anreichert und vertieft. Neben dem Stamm- und Glaubensvater Abraham ist vor allem eine biblische Figur für ihn Herausforderung und Vorbild: Kohelet, der Prediger Salomo, der in nur 222 Versen seine Rede von der Vergänglichkeit vorträgt und gerade so einen Denkhorizont markiert „ohne Glaube, Liebe, Hoffnung“ – wie Benyoëtz in anerkennender Distanz zur paulinischen Formulierung betont. Zugleich ist Kohelet ein durch die griechische Philosophie beeinflusster Denker des Judentums, dessen Denken ihn immer an den Rand des biblischen Kanons gestellt hat. Kohelet also, den Benyoëtz als seinen „Großvater“ bezeichnet, ist ein Grenzgänger, der zwischen der biblischen und der abendländischen Tradition vermittelt. In dieser Vermittlungsfunktion liegt die wahre Verwandtschaftsbeziehung, die Benyoëtz zwischen Kohelet und sich selbst benennt. Als israelischer Jude richtet sich Benyoëtz in seiner Dichtung an ein deutschsprachiges Publikum, das weitgehend nicht jüdisch ist. Er tritt nicht belehrend auf, aber wissend, nicht

moralisierend, aber mahnend. Diesen Gestus hat niemand so genau auf den Punkt gebracht wie Robert Menasse, der am Ende seiner Laudatio die biographische Tatsache korrigiert, Benyoëtz habe vor fünfzig Jahren das Rabbinerexamen ab- und zugleich das Rabbineramt niedergelegt. Elazar Benyoëtz wirke mit seinen weisheitlichen Aphorismen als Rabbiner in der deutschen Literatur und sei, wie Menasse abschließend persönlich bekennt, sein „Rabbi der deutschen Sprache“.

(18. Januar 2009)

Dr. René Dausner, geb. 1975, hat eine theologische Dissertation über das deutschsprachige Werk von Elazar Benyoëtz verfasst, die im Jahr 2007 im Schöningh-Verlag unter dem Titel „Schreiben wie ein Toter“ erschienen ist.